

Dietmar Molthagen

Die Rolle der Religion für Identität und Integration

Rund 400 junge Muslime sollen laut Schätzungen des Bundesinnenministeriums derzeit in Syrien und dem Irak auf Seiten der Terrormiliz IS kämpfen. Sie kämpfen dort gegen – Muslime. Und von Muslimen in Deutschland wird erwartet, sich davon zu distanzieren, wie immer, wenn etwas in der islamischen Welt passiert. Spinnt man diesen Gedanken weiter, so folgt daraus, dass alle Muslime etwas gemeinsam haben. Denn nur dann macht die Forderung Sinn, dass sich deutsche Muslime von etwas distanzieren, was irakische Muslime im Irak tun. Zu dieser Annahme passt jedoch überhaupt nicht, dass die Opfer des IS ganz überwiegend ebenfalls Muslime sind.

Schon dieses erste, aktuelle Gedankenexperiment zeigt, dass die Identitätskategorie »Muslim« nicht besonders weit trägt. Genauso wenig wie Diskurse über »den Islam«, wie sie in regelmäßigen Abständen in der deutschen Öffentlichkeit stattfinden, der Komplexität ihres Gegenstandes gerecht werden. Dieser Artikel soll deshalb der Frage nachgehen, welche Rolle die Religion bei der individuellen und kollektiven Identitätsbildung einerseits und für Integrationsprozesse in Bezug auf muslimische Einwanderer und ihre Nachkommen andererseits spielt.

Dabei ist es unvermeidlich, mit dem Hinweis auf die Vielfalt muslimischen Lebens zu beginnen. Aufgrund des jahrzehntealten Nahostkonflikts und als Folge der zahlreichen Krisen und Kriege, die die arabische Welt in den vergangenen Jahrzehnten erschüttert haben, denken viele bei »Islam« zuerst an diese Weltregion. Dabei leben allein im Subsahara-Afrika mehr Muslime als im gesamten Nahen Osten und das bevölkerungsreichste muslimische Land der Welt liegt nochmals andernorts;

es ist Indonesien. Neben der geografischen Vielfalt des Islam ist seine konfessionelle Diversität in den Blick zu nehmen. Zusätzlich zu den durch das aktuelle Konfliktschehen allseits bekannten Sunniten und Schiiten gibt es zahlreiche weitere, kleinere Glaubensrichtungen im Islam. Wobei der Differenzierungsbedarf weitergeht, denn auch innerhalb der Sunniten, Schiiten und anderen gibt es sehr verschiedene Traditionen, Denkschulen und Rechtsauffassungen. Es ist somit völlig abwegig über »den Islam« zu sprechen.

Entsprechend vielfältig sind auch die religiösen Prägungen, die in Deutschland lebende Muslime erfahren. Eine verallgemeinerbare muslimische Sozialisation gibt es ebenso wenig, wie man sie für christlich geprägte Jugendliche behaupten könnte. Entsprechend schwierig ist es, den genuin religiösen Anteil an Identitätsbildung zu vermessen, worauf etwa der Münsteraner Religionssoziologe Mouhanad Khorchide in seinen Studien hinweist. Das Forschungsprojekt »Hybride europäisch-muslimische Identitätsmodelle« an der Humboldt-Universität Berlin kommt dabei zu dem Schluss, dass Religion durchaus ein wichtiger Faktor für junge Menschen – speziell für junge Muslime – ist. Aber es ist ein Faktor neben anderen und wiederum kann man nicht von einer generellen »islamischen Prägung« sprechen, sondern von einer je spezifischen Prägung durch die eigene Moscheegemeinde, einen Imam, das religiöse Vorbild der Eltern und Großeltern o.a.

Das Forschungsprojekt hat außerdem ergeben, dass eine stärkere Hinwendung zum Islam häufig ausgelöst wird durch Ablehnungserfahrungen als Muslim. So

Keine generelle »islamische Prägung«

wohl antimuslimische Anfeindungen als auch die Erfahrung, auch als Angehöriger der zweiten oder dritten Einwanderergeneration – zumindest bislang – keinen automatischen Zugang zur deutschen Staatsbürgerschaft zu haben oder die Erfahrung, auf dem Ausbildungsmarkt durch einen muslimisch klingenden Namen benachteiligt zu sein, sind einheitsstiftende Erfahrungen, die junge Menschen von außen als Muslime benennen. Der äußeren Zuschreibung kann dann durchaus eine verstärkte innere Hinwendung zur Religion folgen (so die Forschungsleiterinnen Naika Foroutan und Isabell Schäfer in einem Artikel in der APuZ 5/2009).

Im Einzelfall kann ein solcher Identitätsbildungsprozess auch in Radikalität und Gewaltbereitschaft münden. Wobei auch im Fall der eingangs erwähnten deutschen IS-Kämpfer nach bisherigen Untersuchungen weniger ein religiöser Fanatismus als vielmehr Faktoren wie Abenteuerlust, Gewaltaffinität oder auch die Flucht aus Perspektivlosigkeit als Motive genannt werden – so die Untersuchungsergebnisse des Bundesamtes für Verfassungsschutz über die bislang ausgereisten deutschen Dschihadisten, die im September 2014 veröffentlicht wurden: 60 % von ihnen sind in Deutschland geboren, etwa ebenso viele haben die deutsche Staatsbürgerschaft. Einige sind erst wenige Monate vor ihrer Ausreise zum Islam konvertiert. Die meisten weisen einen niedrigen oder (noch) keinen Schulabschluss auf und nur 12 % gingen zum Zeitpunkt ihrer Ausreise einer Erwerbstätigkeit nach.

Da sich Identitätsbildung immer in einem Wechselspiel von Selbstbild und Fremdwahrnehmung vollzieht, ist die Anerkennung des anderen eine wichtige Voraussetzung für einen positiv verlaufenden Identitätsbildungsprozess. Dieser ist für Muslime in Deutschland – wie auch in anderen westeuropäischen Einwanderungsgesellschaften – schwieriger als für Nicht-Muslime.

Umgekehrt deuten der wiederholte Erfolg von antimuslimischen Ressentiments in der öffentlichen Debatte sowie die weite Verbreitung antimuslimischer Einstellungen darauf hin, dass auch das Nicht-Muslimisch-Sein identitätsstiftende Wirkung hat. *Antimuslimische Ressentiments*
Wenn die FES-Studie *Die Abwertung der Anderen*

zu dem Ergebnis kommt, dass über die Hälfte der deutschen Bevölkerung eine negative Grundhaltung gegenüber Muslimen äußert und nur ein Sechstel der Bevölkerung meint, der Islam passe zu Deutschland, sind dies im europäischen Vergleich schlechte Werte. Nicht überraschend ist daher, dass immer wieder auch Rechtsextremisten und Rechtspopulisten gezielt antimuslimische Ressentiments aufgreifen.

Hinzu kommt, dass Einrichtungen wie die Deutsche Islamkonferenz oder auch gut gemeinte öffentliche Diskussionsforen über die Integration des Islam die Konstruktion einer vermeintlich geschlossenen muslimischen Identität perpetuieren, die sich vom Deutsch-Sein unterscheidet und daher einer besonderen politischen und/oder gesellschaftlichen Anstrengung bedürfe.

Versuche, dem negativen Bild mit anderslautenden Fakten und Dialoginitiativen zu begegnen, hat es in den vergangenen Jahren zahlreich gegeben – sicherlich auch mit punktuellen Erfolg. Dennoch resümiert Naika Foroutan am Ende ihrer Expertise zu Muslimbildern in Deutschland: »Die vorliegende Untersuchung hat verdeutlicht, dass sich das stark defizitär geprägte öffentliche Bild ›der Muslime‹ in Deutschland nicht mit dem Sachstand der tatsächlich messbaren Integrationserfolge, wie sie von Forschungseinrichtungen und -instituten erhoben und analysiert werden, deckt. Deren wissenschaftliche Analyse ist leider im politischen Diskurs dem Bauchgefühl einer meinungsbildenden Mehrheit unterlegen.« (Naika Foroutan: Muslim-

bilder in Deutschland. Hrsg. v.d. Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2012).

Da sich an der mangelnden Anerkennung für Muslime kurzfristig voraussichtlich nichts ändern wird, stellt sich die Frage des Umgangs mit diesem Phänomen. An dieser Stelle kommt das zweite Schlagwort des Titels ins Spiel: Die Integration. Versteht man Integration nicht als nach-

*Nur punktuell
rechtliche
Gleichstellung*

holende Reparatur einer als negativ empfundenen, von einer imaginierten Norm abweichenden Migrationserfahrung, sondern

vielmehr im sozialdemokratischen Sinne als Prozess einer umfassenden Verständigung aller Mitglieder einer Gesellschaft, die ein gelingendes Zusammenleben in Vielfalt sowie die Teilhabe aller am politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben ermöglicht, kommt der Integration einer Religion und ihrer Gläubigen durchaus hohe Bedeutung zu. Zwar ist die Ermöglichung muslimischen Lebens in Deutschland und die Gleichberechtigung des Islam im Vergleich zu den christlichen Kirchen und der jüdischen Gemeinde kein hinreichendes Erfolgskriterium für Integrationsprozesse im eben beschriebenen umfassenden Sinn, aber ein notwendiges.

Es lässt sich nicht leugnen, dass gegenwärtig eine rechtliche Gleichstellung des Islam nur punktuell erfolgt ist – etwa durch die Staatsverträge in Hamburg und Bremen – und die muslimische Religionsausübung stärkeren Einschränkungen unterworfen ist, als die anderer Religionen. Die Klärung noch offener Fragen, etwa nach der Möglichkeit des islamischen Re-

ligionsunterrichts, der sarglosen Bestattung oder dem Umgang mit islamischen Feiertagen, steht noch aus. Es ist nicht Anliegen dieses Artikels, dafür zu plädieren, dass alle Wünsche der muslimischen Gemeinden umgesetzt werden. Aber einen Diskussionsprozess darüber zu führen, wie man die Anliegen der größten religiösen Minderheit in Deutschland in das bestehende Religionsverfassungsrecht integriert, ist zweifelsohne angebracht. Dass solche Diskussionen konfliktreich verlaufen können, sollte niemanden schrecken. Denn Pluralität führt zu Reibung und die deutsche Einwanderungsgesellschaft ist überall plural im sozialen, lebensweltlichen, kulturellen und eben auch religiösen Sinn. Insofern ist es nichts Außergewöhnliches, dass über die Ausgestaltung von Vielfalt in Freiheit gestritten werden muss.

Die Erfahrung aber, dass der Islam ohne Infragestellung zu Deutschland gehört, kann wiederum positive Auswirkungen auf Identitätsbildungsprozesse junger Muslime haben. Dass der Islam zu Deutschland gehört, lässt sich bei rund 4 Millionen Bürgerinnen und Bürgern dieses Glaubens, angesichts vielfältiger politischer, sozialer und kultureller Initiativen von Moscheegemeinden, muslimischen Organisationen oder Einzelpersonen, angesichts der Normalität multireligiösen Zusammenlebens in den Großstädten nicht übersehen. Insofern sind die Fragen nach erfolgversprechenden Integrationskonzepten, nach Radikalisierungstendenzen Einzelner, nach der Gleichberechtigung der Religionen und der Schaffung einer Identitätsbildung in Vielfalt keine Islamfragen – es sind deutsche Fragen.



Dietmar Molthagen

leitet den Arbeitsbereich Integration und Teilhabe im Forum Berlin der Friedrich-Ebert-Stiftung.

dietmar.molthagen@fes.de